

dtv

Wer über sein eigenes Leben schreiben will, verstrickt sich bekanntlich in ein Lügenknäuel. Also erzählt nicht Irene Dische, sondern ihre Großmutter Elisabeth, genannt Mops, und die Enkelin setzt sich lustvoll deren süffisanten, gnadenlos vorurteilsbeladenem Blick aus. »Daß meine Enkeltochter so schwierig ist, hängt vor allem mit Carls geringer Spermiedichte zusammen« – ein Paukenschlag, mit dem das schlesisch-rheinische Familienensemble auf die Bühne gerufen ist. Carl Rother, Elisabeths jüdischer Mann aus Leobschütz, ist ihretwegen zum Katholizismus konvertiert, was die Nazis und sein neuer Erlöser aber nicht gelten lassen wollten. Gerade noch rechtzeitig gelangte er mit Frau und Kind nach New York, während Elisabeths Brüder aufrechte Nazis wurden und Carls Verwandtschaft im KZ endete. Irenes Mutter, Renate, zerschnitt gerne Leichen und erzog ihre Tochter vornehmlich in der Pathologie, weil Dische, ihr unmöglicher Mann, zu Hause an einer Erfindung hockte, die ihm fast den Nobelpreis eingetragen hätte. Liesel, das Faktotum, ist moralisch unerschütterlich und Gott ebenso ergeben wie den Rother: Nachdem sie der sterbenden Großmutter mittels Himbeergeist zu einem sanften Tod verholfen hat, bleiben ihrer Fürsorge immer noch die unbelehrbare Renate und die missratene Irene, die zwar ihre Jungfräulichkeit löblich lange verteidigt, dafür aber keinen Schulabschluß und, wie es lange schien, auch sonst wenig zustande gekriegt hat . . .

Irene Dische, geboren 1952 in New York, lebt in Berlin und Rhinebeck/USA. Ihrem vielbeachteten Debüt ›Fromme Lügen‹ folgten Romane und Erzählungen, zuletzt ›Clarissas empfindsame Reise‹ (2009).

Irene Dische
Großmama packt aus

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Reinhard Kaiser

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Irene Dische sind im
Deutschen Taschenbuch Verlag lieferbar:
Ein Job (13019)
Loves/Lieben (13665)
Fromme Lügen (13715)
Der Doktor braucht ein Heim (13839)
Zwischen zwei Scheiben Glück (62070)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**

Dezember 2006
14. Auflage Mai 2010
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2005 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Katja Maasböl unter Verwendung eines Fotos
aus dem Archiv von Irene Dische
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13521-4

I

Daß meine Enkeltochter so schwierig ist, hängt vor allem mit Carls geringer Spermiendichte zusammen. Er hat seine kleinen Männer durch Heldenhaftigkeit ermordet. Darüber später mehr. Jedenfalls brachte er nur ein Kind zustande. Und dieses eine hatte das falsche Geschlecht. Wir versuchten es noch mal und noch mal. Er pflanzte sich bei mir ein und ackerte los, strengte sich an, schnaufte und schwitzte – er war kein Faulpelz. Nachher blieb ich auf dem Rücken liegen. Ich streckte die Beine in die Luft, legte die Sohlen aneinander und betete mit den Füßen.

Gott erhörte meine Gebete nicht. Als unsere Bemühungen fünf Jahre lang nichts gefruchtet hatten und unser Kind schon in die Schule ging, sagte ich: »Carl, nach den Geboten der Kirche tut man das, um Kinder zu kriegen. Und wenn es nicht ums Kinderkriegen geht, dann läßt man es bleiben.«

Er hatte alle möglichen Einwände in petto. Gott habe die Zeugung zusammen mit dem Gebet geschaffen, als eine Form mit Inhalt oder ohne, als Ritual, das man so oft wie möglich wiederholen soll. Carl war sehr gläubig, und ich liebte ihn. Ich glaubte ihm, was er sagte – obwohl,

natürlich nicht ganz. Eines Tages, als ich nicht wollte, sagte er: »Bei den alten Juden gab es ein Gebot, sie sollten sich gerade am Sabbat zueinander legen, weil der Höhepunkt sie Gott am nächsten brächte.«

»Juden!« schnaubte ich.

»Nicht alles an den Juden ist schlecht«, entgegnete er. Doch dann wurde er kleinlaut, was selten vorkam. Es war ein Ausrutscher gewesen. Ich schmolte eine Zeitlang und ließ ihn dann wieder. Aber ich setzte immer mehr Fett an. Bald war so viel von mir da, daß man kaum noch sagen konnte, wo ich anfang und wo aufhörte. Das entmutigte ihn, und er ließ mich in Ruhe. Selbst einen Chirurgen kann der menschliche Körper manchmal noch überraschen.

Als wir uns kennenlernten, war ich jedenfalls bildschön. In meiner Familie galt ich immer als die Schönste weit und breit; nach mir ging es bergab. Das klingt vielleicht eitel – aber ich bin bloß objektiv. Zunächst einmal sagten immer alle, ich und mein Lieblingsbruder Otto seien entzückend. Daran änderte sich auch nichts, als wir in die Pubertät kamen. Und zweitens bin ich nicht blind: wir sahen wirklich aus wie germanische Götter, beide mit dichtem, kastanienbraunem Haar, feingeschnittener Nase, großen, blauen Augen, die wie Weltkugeln leuchteten, und fast vollkommen fleischlosen Lippen. Man konnte deutlich erkennen, daß unsere Familie Beziehungen zum Adel hatte.

Heutzutage gilt das ja nichts mehr, vor allem nicht in weniger zivilisierten Gegenden wie New Jersey. Aber es sollte zählen. Denn Adel, das sind Leute – eine Kette von Leuten, die ein Gefühl von Würde und Wert von einer Generation an die nächste weitergeben, und zwar behutsam, damit nichts verlorenght. Mein Urugroßonkel hieß Joseph von Görres. Ich will mich hier nicht mit Erklärungen darüber aufhalten, wer das war. Aber in meiner Jugend

gehörte sein Name zur Allgemeinbildung, von den unzähligen Straßen und Plätzen, die ihn trugen, gar nicht zu reden. Und alle, die uns kannten, wußten, daß wir mit Görres verwandt waren. Zugegeben, nicht direkt: Er war mit einer entfernten Tante verheiratet, einer von Lasaulx, auch das ein vornehmer Name. Dann folgten Generationen von Ärzten, Anwälten, Ingenieuren, Prälaten. Nicht alle waren deutsch – manche auch holländisch, andere französische Hugenotten –, aber fast alle waren katholisch. Mit der Zeit gerieten die Gierlichs, meine Familie, immer mehr ins Bürgertum, aber tiefer sind wir nie gesunken. Zu verdanken hatten wir das natürlich den Frauen, die darauf achteten, daß die Männer keine Fisimatenten machten.

Es ist Frauensache, dafür zu sorgen, daß die Familie ihr Niveau hält. Männer sind nicht stark genug. Die Frauen müssen darauf achten, daß sie nicht aus der Reihe tanzen, auch nicht aus der Ahnenreihe. Das hat mir meine Großmutter beigebracht. Mein bloßes Auftreten müsse, sobald ich irgendwo erscheine, die Männer veranlassen, unwillkürlich an ihre Hose zu greifen und zu prüfen, ob sie auch zugeknöpft ist. Als sie mir das erklärte, war ich sieben.

Die Frauen wurden von klein auf zur Umsicht bei der Wahl ihrer Männer erzogen. Meine Großmutter zum Beispiel hat einen reichen Adligen abgewiesen, weil er faul war. Er besaß ein Schloß, aber er hatte keinen Posten. Statt dessen heiratete sie einen tüchtigen Ingenieur, der sie ein paar Jahre später damit belohnte, daß er die Eisenbahnlinie von Berlin nach Sankt Petersburg baute. Zar Alexander war nämlich so dankbar, daß er meiner Großmutter eine ganze Schatulle mit Onyx- und Brillantschmuck schenkte – große Stücke, die man wirklich als »Familienjuwelen« bezeichnen kann. Das Wort Juwelen mag ich zwar nicht besonders – wegen der ersten Silbe –,

aber das, was es bezeichnet, hat mir in meinem Leben immer viel Freude gemacht. Ich habe schließlich auch die von meiner Großmutter geerbt, habe sie gehegt und gehütet, und Jahrzehnte später habe ich mein Leben aufs Spiel gesetzt, das großzügige Geschenk Zar Alexanders an ein sicheres Ufer zu schmuggeln – bloß damit meine Enkeltochter Irene sie dann für einen Apfel und ein Ei bei Christie's versteigern läßt, unter derart unwürdigen Umständen, daß sich eine schlichte Vertreibung dagegen wie ein Sonntagsausflug nach Chadwick Beach ausnimmt. Darauf komme ich noch.

Denn diese schauerhafte kleine Geschichte betrifft meine Enkeltochter, das ganze Wie und Warum ihres Lebens, eine Art Beichte, die ich ihr aufschreiben will, weil auch sie in ihrem Leben einen Punkt erreicht hat, wo sie dringend in ihrem Gewissen aufräumen muß. Auf dem lastet nämlich so einiges. Aber daran ist sie nicht allein schuld. Sie hatte schlimme Vorbilder, ihre Mutter und ihren Vater. Und in Sachen Moral war sie schon von Natur aus nicht gut gerüstet. Es sieht tatsächlich so aus, als seien die schlechten Eigenschaften, die sich mit der Zeit in der Familie zusammengebraut und fortgepflanzt haben, am Ende allesamt bei ihr gelandet. Darauf komme ich noch, aber nicht, um sie zu entschuldigen. Denn man kann sehr wohl damit fertig werden. Es kommt nur darauf an, aus dem, was man hat, das Beste zu machen. Trotzdem, ihr Hintergrund muß beschrieben werden, damit man den Vordergrund begreift. Wo war ich stehengeblieben?

Mein Aussehen.

Auf unserem Verlobungsphoto sehe ich aus wie eine Märtyrerin, die im nächsten Moment einem Löwen zum Fraß vorgeworfen werden soll. Mein künftiger Gemahl hält mich im Arm, und sein wildes Tier rempelt schon gegen die stofflichen und zeitlichen Hindernisse, die noch

zwischen uns liegen: Hose und Hochzeitsfeier. Bald würde es losgelassen werden. Carls Augen waren noch größer als meine, aber schwarz. Auch seine Nase war groß und gebogen, und er hatte schwere Knochen. Sein Tier würde nicht klein sein.

Ich will damit nicht sagen, daß sich Carl jemals anders als vollkommen ehrenwert benommen hätte. Bei unserer Hochzeit trug er Uniform. Mit seinen Heldenorden und dem Säbel am Gürtel sah er aus wie der deutsche Edelmann par excellence. Seine moralischen Referenzen waren untadelig. Trotzdem war es natürlich ein Fehler, ihn zu heiraten. Ich zog die Familie damit nach unten, bescherte ihr eine regelrechte Bruchlandung. Liebe macht leichtsinnig. Ich stritt mich mit den Eltern. Er sei zu unserem Glauben übergetreten und überhaupt doppelt so gütig wie ich – zu ihm komme die Güte wie von selbst, während ich mich ihretwegen immer anstrengen müsse (darauf heftiges Nicken meiner Eltern) –, und deshalb sei er als Ehemann eine vollkommen respektable Wahl. Wenn nicht er, dann keiner – wie ich es mir immer geschworen hatte, bis ich ihn kennenlernte, den Herrn Doktor Rother.

Es war in einem Feldlazarett gewesen, während einer Beinamputation. Ich war eine der Schwestern im keimfreien Kittel, das Haar unter einem spitzen Häubchen verborgen. Er war noch tiefer ver mummt. Er trug eine Maske. Wie groß seine Nase war, sah ich erst später. Ich sah seine schwarzen Augen. Und die regsamen, anmutigen Hände, die die Säge mit solcher Vertrautheit führten. Er schnitt und schnipelte und nähte, alles sehr flink. Seine Hände waren breit und muskulös, und die langen Finger liefen in schmalen Spitzen mit gepflegten Nägeln aus. Als der Stumpf gründlich gesäubert war und wie eine riesige Salami auf dem Operationstisch lag, stieß er einen Seufzer aus, trat einen Schritt zurück und sah mich an.

Eine Zeitlang wollte ich nichts von ihm wissen. Im Rheinland, wo ich herkam, hatte ich schon alle in Frage kommenden Jungen abgewiesen. Aber dann ließ ich mich doch von ihm küssen. Es war gar nicht so übel. Er war sehr sauber. Er schenkte mir einen Ring. Ich gab ihn zurück. Er schenkte mir noch einen.

Sein Vater besaß eine Eisenwarenhandlung in einer oberschlesischen Kleinstadt. Die Männer in der Familie trugen Käppchen, die Frauen Perücken. Ich nahm den Ring an. Ich sagte es meinen Eltern und Geschwistern. Mein Bruder Otto sagte nichts. Wirklich – keinen Ton. Er sprach nicht mehr mit mir. Peter, mein jüngster Bruder, verkündete, er mache sich Sorgen. Bis dahin war immer er das schwarze Schaf in der Familie gewesen, hatte nicht mal das Abitur geschafft, und es sah so aus, als würde er sich als Handwerker oder Arbeiter durchschlagen müssen. Doch jetzt war er im Vergleich zu mir plötzlich ein großes Licht. Er genoß es, daß nun zur Abwechslung einmal ich in der Klemme steckte, und als ich nach Hause kam, um mit den Eltern über die Hochzeit zu sprechen, tat er so, als wolle er mir meine »dumme Idee« ausreden. Es amüsierte mich, wie er mir bei einem eilig angesetzten Abendessen einen Vortrag hielt, und mein Lächeln brachte ihn in Rage. Seine Schreie – »Du kleine Idiotin!« – spritzten in die Vorspeise, eine köstliche Milchkaltschale. Es war Hochsommer. Kalte Suppe, auf der kleine Eisberge aus Eierschnee schwammen. Meine Schwestern sahen mich nur an, und ihre Seelen bekamen Falten vor lauter Kummer: Verrat. Gemeinsam waren wir durch das rheinische Bürgerleben getanzt, hatten Bälle besucht und unsere ersten Bouquets getrocknet, hatten mit Offizieren und Akademikern und anderen Vertretern der höheren Männlichkeit geschäkert, wenn sie denn dazu einluden, und hatten gleichzeitig immer wieder den Schwur aus frühen Kinder-

tagen bekräftigt, daß wir unsere Unschuld bewahren und dafür ein interessantes Leben führen würden. Meine Schwestern waren über meinen Entschluß so erschüttert, daß sie nichts dagegen sagten. Und ich bekam meinen Willen. Eine Woche nach Carls Taufe heiratete ich ihn und folgte ihm in die abgelegene Ecke des Reiches, in der er aufgewachsen war.

Was er mir zur Entschädigung anbot, ließ ich mir gefallen – einen Boxer, einen Dackel und die größte Villa im Ort. Sie war größer als das Haus der Gierlichs in Boppard mit seinem Blick über das Rheintal, hatte hohe Stuckdecken, schöne Parkettböden, eine riesige Küche, einen Dienstbotentrakt, ein Kinderzimmer und drei Toiletten, zwei für die Herrschaft, eine für das Personal. Noch eine Entschädigung – ich bekam ein hübsches Zimmer mit einem Kanapee. Für jede Jahreszeit hatte ich andere Überzüge. Pastellfarben im Frühling und Sommer, feierliches Braun und Grau im Herbst und dunkle Rot- und Grüntöne im Winter. Auf einem kleinen Tisch lagen meine Bücher und die Plätzchen, die ebenfalls mit den Jahreszeiten wechselten. Wenn ich mich auf den Frühling freute, blumige Anisplätzchen; im Sommer luftige Waffeln und Löffelbiskuit; im Herbst Russisch Brot; im Winter Lebkuchen und Spekulatius. Durchs Fenster sah ich die Gartenanlagen oder die Schneewehen hinter dem Haus. Den Vorgarten begrenzte eine hohe Ziegelmauer, so daß die Leute, die vorübergingen, nicht hereinsehen konnten. Aber die meisten Passanten waren freundlich, und viele waren mit uns verwandt. Ich akzeptierte Carls Verwandtschaft und nannte sie gern meine Familie, auch wenn sie gesellschaftlich nicht unser Niveau hatten – vier liebenswerte Schwestern, die ohne Haushaltshilfe auskamen, die ganz allein saubermachten und alle möglichen Torten und Kuchen backten; und drei Brüder – der eine Friseur, der zweite

Kantor in der Synagoge und der jüngste, genau wie Peter Gierlich, das schwarze Schaf der Familie, schlimmer – ein Dieb.

Die Jüngsten sind meistens die schwarzen Schafe, wie es sich dann auch bei Irene herausstellte. Ich habe hier mal herumgefragt, woran das liegt, habe aber keine befriedigende Antwort bekommen. Als ich Carl kennenlernte, war Alfred Rother gerade mal fünfzehn, aber bis ins Gefängnis hatte er es mit seiner Unternehmungslust schon gebracht. Kein Schwerverbrechen. Er hatte auf dem Müll eine kaputte Kamera gefunden und sie wieder hergerichtet. Mit ihr zog er dann über Land – angeblich, um Porträtaufnahmen der Bauern mit ihren Familien zu machen. Sie zahlten im voraus, machten sich fein und bauten sich vor der Kamera auf. Dann drückte er feierlich den Auslöser, und das war das letzte, was sie von ihm sahen. Als der kleine Alfred aus dem Gefängnis freikam, behauptete er, es tue ihm leid, schockierte uns mit seinen Geschichten und war bald mit irgendeiner anderen Masche wieder verschwunden. Obwohl er der einzige Mann in der Familie war, der ebenfalls ohne Käppchen herumlief, konnte Carl ihn nicht ausstehen. »Ich habe genug Geschwister hier in der Gegend, dich brauche ich nicht auch noch, Alfred«, sagte er und verbot ihm, uns zu besuchen.

Ich ließ Alfred durch die Hintertür herein, wenn Carl nicht zu Hause war, gab ihm was Anständiges zu essen und erzählte ihm so viel von Jesus, daß die Einladung zu rechtfertigen war. Ich wußte, ich säte auf unfruchtbarem Boden, aber ich fühlte mich wohl in der Gesellschaft dieser jugendlichen Variante meines Carls. Alfred war genauso dunkelhäutig und muskulös wie er und fast so klug. Nachher schickte ich ihn unter allerlei Ermahnungen weg, auf die er nie hörte, und trotzdem war mir leicht ums Herz. Mir gefielen auch die zahllosen kleinen Nichten und Nef-

fen, die in der Stadt lebten und immer so brav waren. Sie machten aus Leobschütz, diesem trostlosen Provinznest, einen warmen Schoß.

Die größte Entschädigung: in unserer Kleinstadt war Carl ein großer Mann, und obendrein war er ein ziemlich großer Mann in einer richtigen Großstadt. Bei uns leitete er das Städtische Krankenhaus, und in Breslau lehrte er an der Universität. Man sprach ihn nicht einfach mit Herr Doktor an, sondern mit Herr Professor Doktor. Ich als seine Frau war also nun Frau Professor Doktor, und dieses Stückchen Anerkennung – eigentlich eine Kleinigkeit – machte viel von dem Kleinkarierten wett, mit dem eine weltläufige Rheinländerin wie ich, die es nach Oberschlesien verschlagen hatte, fertig werden mußte. Aber davon abgesehen, bewunderte ich Carl so sehr, wie ich keinen Menschen je bewundert habe – ausgenommen meinen großen Bruder Otto. Mein Mann war genauso intelligent und genauso charaktervoll. In gewisser Weise war er sogar noch besser, denn er hatte diese außergewöhnlichen, ruhigen, verantwortungsbewußten Hände; sie waren seine Heilwerkzeuge. Unser Kind machte ihn ganz traurig, denn bald zeigte sich, daß es schwere Fehler hatte.

Fehler Nummer eins: es ähnelte mir nicht in dem, worauf es ankam. Es hatte Carls riesige dunkle Augen, seine Nase und außerdem ganz von allein – ich weiß nicht, woher sie kamen – rote, wulstige Lippen. Anders als wir hatte unser Kind auch ein auffällig schwach ausgeprägtes Kinn, und Carl meinte, das bedeute, es habe auch kein Rückgrat. Gleich nach der Geburt konnte man das alles natürlich noch nicht erkennen. Da erkennt man ja überhaupt noch nichts. Sie sehen alle gleich aus, und um ganz ehrlich zu sein, ich finde sie ein bißchen abstoßend. Aber das wußte ich vorher, und es war nicht das, was mich enttäuschte, sondern etwas anderes. Fehler Num-

mer zwei. Ein Schock. Darauf war ich nicht gefaßt: ein Mädchen.

Es war schlimm genug, daß ich ein Mädchen war und kein Offizier und Kriegsheld werden konnte. Otto badete immer nackt, aber ich sollte die Unterhose anbehalten, damit man nichts sah. Ich zog sie trotzdem aus, und mein Kindermädchen gab mir eins hinter die Ohren dafür. Vater, ich war unkeusch. Andauernd. Alle anderen um mich herum waren leuchtende Vorbilder. Meine Schwestern waren immer schon nach fünf Minuten wieder aus dem Beichtstuhl. Ich nicht. Vater, ich war zornig, neidisch, habgierig.

Es blieb nicht unbemerkt. Ich tunkte die Zöpfe des Mädchens, das vor mir in der Bank saß, in mein Tintenfaß, weil sie dicker waren als meine, und flog von der Klosterschule. Ein Mädchen sprach im Beichtstuhl zu laut – ich lauschte, kicherte und flog von der Schule. Als einmal unsere Lehrerin von ihrem Stuhl fiel, behauptete ich, wir Kinder hätten ihre Unterhose gesehen und deshalb könne sie uns nicht mehr unterrichten. Ich flog von der Schule. Zuletzt hatte ich nur noch Hauslehrer. Eine Frau, die zu Besuch kam, schenkte jedem Kind ein schweres Glasei mit einer Figur aus dem Neuen Testament darin. Nur in meinem war ein Huhn. Ein Huhn! Ich warf es aus dem Fenster. Mein Schutzengel lenkte das Ei einen winzigen Zentimeter von seiner Flugbahn ab, so daß es den Filzhut eines Herrn nur an der Krempe streifte und ihm den Hut vom Kopf schlug, ihn aber nicht umbrachte. Totschlag um ein Haar, eine Sünde! Alle redeten auf mich ein, alle schimpften mit mir, in zahllosen Streitereien im Wohnzimmer, im Kinderzimmer, beim Abendessen – widerspenstig sei ich und unbeherrschbar, und nie im Leben würde ein guter Mensch aus mir werden. Ich fürchte, meine Enkeltochter Irene hat meinen Charakter geerbt. Der Unterschied zwischen uns besteht nur darin, daß ich mich mein Leben lang bessern

wollte, während sie dafür überhaupt keinen Grund sah. Dazu später mehr.

Ich muß noch etwas zu Otto sagen. Mein Bruder Otto war fromm, gottesfürchtig und still. Er war zehn Monate älter, aber genauso groß wie ich, bis zum Alter von dreizehn oder vierzehn Jahren. Man hat uns oft verwechselt. Dann schoß er in die Höhe und bekam eine brummige Stimme, während ich meine dünne, piepsige behielt. Er fing an, mich von oben herab zu behandeln. Er mochte Mädchen genausowenig wie ich, auch als Erwachsener. Zufällig weiß ich, daß ihm Jungs lieber waren. Auch das war eine Tragödie für mich: daß ich kein Junge war, den er gern haben und ins Vertrauen ziehen konnte.

Also wünschte ich mir einen Sohn, aus dem mal ein prächtiger Mann werden würde, so blond und gutaussehend wie Otto, aber statt dessen bekam ich ein Mädchen mit dunklem Haar. Zu Anfang freute sich Carl. Er sagte, unsere Tochter sehe aus wie die Heilige Jungfrau, und wollte sie deshalb Maria nennen. Ich war für Renate, weil mir dieser Name immer – und heute mehr denn je – so voller Hoffnung zu sein schien: wiedergeboren, alles ist möglich. Wir einigten uns auf Maria Renate. Aber als dann wenig später ihre wahre Natur zum Vorschein kam und jeden Gedanken an die Muttergottes grotesk erscheinen ließ, nannten wir sie nur noch Renate.

Es stellte sich heraus, daß sie noch viel schlimmer war als ich – wegen all der tollen Talente, die sie besaß. Aber was zuviel ist, ist zuviel. Sie war kaum fünf, da blendete sie uns schon mit ihrer Intelligenz – wie sie zeichnen konnte und wie sie jedes Lied nachsingen konnte, wenn sie es nur einmal gehört hatte. War es nicht viel bezeichnender, daß sie ständig irgendwas im Schilde führte? Ich

verpaßte zahllose Gelegenheiten, ihrem Charakter die richtige Richtung zu geben. Noch heute habe ich im Ohr, wie sie von draußen ins Haus geschlichen kommt. Ich konnte hören, wenn eine Tür zu langsam und zu leise geschlossen wurde und wenn jemand auf leisen Sohlen unterwegs war. Ich sprang von meinem Kanapee auf und wollte sehen, was los war. Sie versuchte, ins Badezimmer zu schleichen. Ich stellte den Fuß in die Tür und rief: »Renate, zeig mal!« Sie brach in Tränen aus und sagte, sie sei hingefallen und habe sich weh getan. Mund und Hände waren rot verschmiert. Ohne zu zögern, nahm ich ihre Hand und leckte daran. »Mein Blut ist zuckersüß!« rief sie. »Süßer als deines!« Und kreischte vor Lachen. Ich wußte, sie hatte wieder Himbeeren geklaut. Natürlich hätte ich mitlachen können. Aber diesmal besann ich mich. Ich nahm eine Schüssel mit in den Garten und sammelte unter den Sträuchern die alten, verwurmtten Himbeeren vom Boden auf, und dann zwang ich sie, alles zu essen. Sie behauptete, sie würden köstlich schmecken. »Danke, Mama, vielen Dank!« Und dann erbrach sie alles auf meinen schönsten Teppich.

Ich sperrte sie auf dem Speicher ein. Es wurde dunkel. Ich wartete auf das Abendessen, hatte Kopfschmerzen, glaubte, ich würde vor lauter Unglücklichsein eine Gehirnblutung bekommen. Würde 1927 mein Todesjahr sein?

»Ihr Starrsinn muß gebrochen werden«, sagte Carl.

Da nahm ich sie in Schutz. »Mit der Zeit wird es sich geben, genau wie bei mir.«

Ich ging nach oben, um sie zu holen. Sie kam mit, still, Zufriedenheit verströmend. Sogar Triumphgefühle. Erst Jahre später erfuhr ich, warum. Sie hatte für solche Zeiten der Verbannung ihre Vorbereitungen getroffen, hatte auf dem Speicher Pralinenschachteln versteckt, Saftfläsch-

chen, ein paar Bücher, Kissen und Opferkerzen. Das Abendessen rührte sie nicht an, so sehr hatte sie sich mit Süßigkeiten vollgestopft. Wir glaubten damals, sie sei ein bißchen durcheinander und verstockt.

»Das ist mehr als Starrsinn«, sagte Carl, als wir im Bett lagen und über unseren Sprößling sprachen. »Das ist Wille zur Macht. Sie will über uns herrschen.«

Und dann rief er: »Aber das lassen wir uns nicht gefallen!«

Vor allem wollte sie den Willen ihres Vaters brechen. Was er auch tat, sie wollte es besser machen, um ihm eins auszuwischen. Ihr fehlte ein älterer Bruder, der ihr gezeigt hätte, wo ihr Platz war. Carl spielte Klavier. In seiner Familie spielte sonst keiner. Er war auch der erste, der je über die achte Klasse hinaus zur Schule gegangen war. Notenlesen und Klavierspielen brachte er sich selbst bei, und nachdem wir geheiratet hatten, kaufte er sich ein schönes, großes, glänzendes Instrument. Sein ganzes Gefühl floß in die Art, wie er spielte, wobei er die lauten romantischen Stücke bevorzugte, besonders Wagner. Es sah seltsam aus, wenn er spielte. Er schnitt furchtbare Grimassen, schloß die Augen, warf den Kopf nach hinten und wiegte den Oberkörper im Takt. Ich mochte nicht hinsehen, aber ich hörte gern zu – mit geschlossenen Augen.

Mit acht Jahren spielte Renate dieselben Stücke wie er, und selbst ich konnte erkennen, daß sie sie besser spielte. Inzwischen bekam sie Unterricht, aber sie brauchte sich kaum anzustrengen, setzte sich einfach ans Klavier und spielte, als sei es das Natürlichste von der Welt. Ihre Lehrerin sagte, sie habe »Klavierhände« – es waren Carls Hände.

Ich bewunderte sie natürlich. Aber ich ließ es sie nie merken. Es ist nicht gut für Kinder, wenn man sie bewundert. Sie bilden sich dann zuviel ein, und das untergräbt ihren Charakter. Deshalb versuchte ich genau wie Carl,

ihr klarzumachen, was uns an ihr nicht gefiel. Doch wenn ich ihre kleinen Hände in meine nahm und spürte, wie stark sie schon waren, wie beweglich, ganz anders als meine, dann überlief mich ein heimlicher Schauer, und ich dachte, sie wird Chirurgin werden wie ihr Vater. Dann seufzte ich und sagte: »Warum hast du bloß immer so schmutzige Finger?«

Carl und ich gaben uns große Mühe, unseren Sprößling zu formen, mit einem eisernen Tagesablauf zu kneten. Wir gingen früh zu Bett und standen früh auf. Um fünf beteten wir den Rosenkranz. Dann ein Bad und unser bescheidenes Frühstück – mit einem Spiegelei, das auf einem Bett aus Toast und Butter seinem Ende entgegenbibberte. Um halb sieben stand Carls Chauffeur wie aus dem Ei gepellt neben der Hintertür des blitzblanken Wagens. Er kam dann noch mal zurück und holte auch mich und Renate. Sie setzte er bei der Schule ab, und mich brachte er rechtzeitig zur ersten Operation um acht ins Krankenhaus.

Am wohlsten fühlte sich Carl immer im Operationsaal. Er glaubte an seine Hände, an altmodische, gediegene Handarbeit. Aber Neuerungen faszinierten ihn. Und so verliebte er sich in den Röntgenapparat. Er ließ niemand sonst an ihn heran, behauptete, die anderen hätten kein Gefühl für das neue Gerät, sie hampelten zuviel herum und hielten die Platte nicht still. Bei Röntgenbildern vertraute er niemandem außer sich selbst, hielt die Platte fest umklammert und krümmte einen Daumen um die Kante, so daß jede Aufnahme auch ein Röntgenbild seines kräftigen Fingers zeigte – und Carl wurde nicht müde, ihn sich immer wieder anzusehen. Aber Gott mag keine eitlen Männer! In dem geröntgten Daumen wuchs der Krebs, wanderte den Arm hinauf und dann hinunter in seine Hoden.

Die Kollegen rieten ihm, er solle sich die ganze Hand

abnehmen lassen. Er dachte darüber nach und kam zu dem Schluß, daß er lieber sterben würde. Mit dem Verlust des Daumens fand er sich ab. Aber er verlor mehr. Nachdem wir uns mehrere Jahre an einem zweiten Kind versucht hatten, sagte ich ihm, er solle sich seine kleinen Männer mal unter dem Mikroskop ansehen. Ich saß zu Hause und wartete, daß in dieser Instanz die Schuldfrage nun endlich ein für allemal geklärt werden würde. Ich konnte den Gesichtsausdruck nicht ergründen, als er zurückkam – seine Miene, seine Haltung, alles war steif, erstarrt. Noch in der Diele erklärte er: »Wir sind einfruchtig«, und schon dabei ertrank seine Stimme in Bitterkeit.

Zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben hatte er ein Wort benutzt, das ich nicht kannte. Sonst bemühte er sich immer darum, mich nicht zu beschämen. Ich verstand trotzdem, was er sagen wollte: Keine weiteren Kinder! Eine Last weniger in unserem Tagesablauf. Der mittags mit dem Mittagessen seinen Fortgang nahm. Dazu kamen wir nach Hause.

Der Tisch war für drei gedeckt, mit Serviettenringen und Messerbänkchen für das Silberbesteck. Kurz vor eins setzten wir uns. Renate sprach das Tischgebet. Wir verharrten in gespanntem Schweigen. Die Uhr tickte. Wenn dann der große Zeiger auf die Zwölf glitt, versank das Ticken im Geräusch von Schritten. Die Köchin schob den Servierwagen herein. Der Höhepunkt des Tages begann mit Suppe – dicker, dampfender Fleisch- und Kartoffeleintopf im Winter, köstliche Brühen im Frühling und Herbst, kalte Suppen im Sommer. Die Spannung ließ nicht nach. Viele Gänge folgten. Ich will hier nicht in die Einzelheiten gehen, denn bis heute weckt die Erinnerung daran in mir die Sehnsucht, mich noch einmal an diesen Tisch zu setzen. Aber Carl war nie so recht einverstanden. Er hatte etwas gegen meine Freude. Er versuchte mich abzulenken

und in ein Gespräch über die morgendlichen Abenteuer im Krankenhaus zu verwickeln. Kaum hatte ich den Löffel an den Mund gehoben, da wollte er von mir wissen, wie ich über diesen Patienten oder jene Entscheidung dachte. Ich war immer ein wenig traurig, wenn das Essen vorbei war.

Carl kehrte gleich nachher ins Krankenhaus zurück, kümmerte sich um die frisch operierten Patienten und die laufenden Angelegenheiten. Ich dagegen – es stimmt, ich machte mir oft einen gemütlichen Nachmittag. Ich spielte mit den Hunden im Garten. Renate und ich, wir ließen es uns gutgehen. Ich brachte ihr ein paar Fertigkeiten bei, die einem im Leben nützlich sein können – zum Beispiel blöd kucken. Wenn man nicht wirklich stohdumm ist, erfordert es einige Phantasie und Übung. Leicht schielen, so daß es kaum auffällt, funktioniert ganz gut. Ich erklärte ihr auch, wie man jemandem klarmacht, daß man über ihm steht: dem Quälgeist in die Magengrube starren – die meisten Leute finden das ziemlich beunruhigend. Und ich zeigte ihr das Wichtigste: wie man vollkommen ernst bleibt, wenn man am liebsten loslachen würde. Man muß sein Gesicht entspannen, vom Mund aus anfangen und dann aufwärts – einfach entspannen. Entspannung signalisiert Anstand, und es ist komisch, wie schnell die eigene Stimmung dem Gesicht gehorcht. Wenn wir das geübt hatten, lachten wir uns jedesmal halbtot und mußten dann in meinem Zimmer Kekse essen, um meinen Blutdruck wieder ins Lot zu bringen.

Die Kekse. Ich wurde immer dicker. Ich weiß, daß sich meine Tochter meinetwegen schämte. Einmal stand ich am Fenster und sah, wie sie im Garten hockte und mit einem Stöckchen nach einer großen Wegschnecke stocherte. Dabei murmelte sie etwas. Ich öffnete das Fenster und lauschte. Sie hatte der Schnecke einen Namen gegeben –